

Rezensionen

Marita Gruner: Henriette Benigna Justine von Watteville (1725–1789): Briefe in Beziehungen – Beziehungen in Briefen.

Band 1: Eine mikrogeschichtliche Erschließung des Selbstverständnisses einer Frau in der Brüdergemeinde anhand des Briefwechsels mit ihren Schwestern (1769–1788). 350 S.;

Band 2: Die Briefedition. 474 S.; **Herrnhut:** Herrnhuter Verlag, 2022 (Unitas Fratrum Beiheft 38 und 39)

Mit Benigna von Watteville, geb. von Zinzendorf (1725–1789) hat die Kirchenhistorikerin Marita Gruner eine der wenigen weiblichen Führungspersönlichkeiten in religiösen Formationen des 18. Jahrhunderts in Deutschland erforscht. Diese Position hatte sie nicht zufällig in einer christlichen Lebensgemeinschaft, der Herrnhuter Brüdergemeinde, inne, von der heute eher deren Sammlungen von Bibelversen, die Losungen, oder die Sterne bekannt sind, als ihre Bedeutung innerhalb des Pietismus, der letzten großen Reformbewegung des deutschsprachigen Protestantismus. Religiöse Reformbewegungen eröffneten in ihren Anfängen Frauen häufig Handlungsspielräume, die diese nutzten und gestalteten, die aber mit der Konsolidierung dieser Bewegungen und der damit einhergehenden Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse immer mehr abnahmen. Diese Entwicklung belegt Marita Gruner material- und detailreich auch für die Herrnhuter Brüdergemeinde und für ihre Protagonistin. Als zentrale Quelle zieht sie die bislang nicht erforschten 188 Briefe heran, die Benigna von Watteville vor allem mit ihrer Schwester Elisabeth von Watteville (1740–1807), wie sie eine

eifrige Briefschreiberin, wechselte, aber auch mit ihrer wenig korrespondierfreudigen Schwester Maria Agnes Burggräfin von Dohna (1735–1785). Die Edition dieser und einiger weiterer Briefe hat Gruner im zweiten Band ihrer Dissertation vorgelegt. Der Untersuchungszeitraum fängt mit dem Jahr 1769 an, in dem Benigna von Watteilles Mann in das Leitungsgremium der Brüderunität – eine andere Bezeichnung für die Herrnhuter Gemeinden – berufen wurde, und endet im Jahr 1788, aus dem der letzte Brief dieser Adligen stammt.

Bis zum Tod ihres Gründers Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700–1760) waren Frauen in Leitungsgremien der Brüderunität wie der einzelnen Gemeinden vertreten. Die parallele Ämterstruktur in den sog. Chören, d.h. den Untergruppen, und den Gremien und damit die, in moderner Terminologie, tendenzielle Gleichberechtigung von Frauen und Männern waren für den Gründer der Herrnhuter von zentraler Bedeutung. Frauen arbeiteten mit, sie waren geachtete Mitarbeiterinnen, die in der zeitgenössischen Terminologie als »Gehilfinnen« und »Gefährtinnen« bezeichnet wurden. Das änderte sich grundlegend nach Zinzendorfs Tod, und hier setzt Marita Gruner an: Sie hält fest, dass Frauen diese Zurückdrängung aus leitenden Ämtern anscheinend hinnahmen bzw. dass ihre kritischen Äußerungen dazu der Kassation, d.h. der Aktenvernichtung anheimfielen und damit nicht tradiert wurden. Gruner fragt nach Handlungsspielräumen von Frauen in dieser Situation und kommt zu folgender Hypothese: »Benigna verstand ihre Briefe als Mittel, um mit dieser Entmachtung als

Frau seitens der Unitätsleitung umzugehen. Die Briefe wurden für sie zum Instrument, um ihre Handlungsspielräume zu nutzen und um den Wert der Frau in der Mitarbeit für die Brüdergemeinde zu betonen.« (17)

Möglich war diese semi-öffentliche Nutzung des Mediums Brief, weil die Schreiberin davon ausgehen konnte, dass nicht nur ihre Adressatinnen, die Schwester(n), sondern weitere – auch führende – Personen der Brüdergemeinde ihre Briefe lasen bzw. von ihnen erfuhren. Der Brief war noch nicht das private Medium zwischen zwei Personen, wozu er im 19. Jahrhundert wurde, und konnte, sicher nicht immer gezielt, aber de facto strategisch genutzt werden. Um dies nachzuweisen, untersucht Gruner in ihrer mikrohistorischen Studie die in den Briefen thematisierten »Beziehungen, Handlungsspielräume und Emotionen im Horizont der Brüdergemeinde« (19).

Die Untersuchung ist nach der Exposition des Ansatzes (9–34) in drei Teilen angelegt. Zuerst geht Marita Gruner auf »Das Material: Briefe« (35–58) ein. Eine rege Korrespondenz, so die Überzeugung, »hielt die soziale Zirkulation im Fluss« (41) durch Informationsaustausch und Beziehungsbestätigung. Ihre Korrespondenz verstand Benigna von Watteville als wichtige Tätigkeit im Dienst der Brüderunität, nicht als Privatangelegenheit. Im nächsten Kapitel folgt die Biographie der »Schreiberin: Henriette Benigna Justine Freifrau von Watteville« (59–94). Sie galt als Lieblingstochter Zinzendorfs, wohl weil sie am engsten mit ihrem Vater zusammenarbeitete und ihn schon früh auf Reisen begleitete. Für Benigna von Watteville stand der Dienst an und in der Gemeinde ihr Leben lang an erster Stelle. 1746 heiratete sie den engsten Mitarbeiter ihres Vaters, Johannes

Langguth, der qua Adoption durch Friedrich von Watteville (1700–1777) zum Adligen und damit standesgleich geworden war. Johannes und Benigna von Watteville bildeten ein »Arbeitspaar« (Heide Wunder), aber trotz ihrer vier Kinder kein Elternpaar. Sie haben als Familie nie längere Zeit zusammengelebt, die Kinder wurden spätestens mit zwei Jahren den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde übergeben, mit, dies wohl eine Besonderheit der Kinder der Elite, eigener Pflegerin. Ein vermutlich intendiertes Ergebnis dieser Praxis war, dass die Ehefrauen der führenden Vertreter für Aufgaben im Dienst der Brüdergemeinde von Versammlungen über Sorge für Kranke bis zu Visitationsreisen zur Verfügung standen.

Im Hauptteil werden auf der Grundlage der Briefe »Rollenbilder und Beziehungen« (95–296) Benigna von Watteilles untersucht. Durch Herkunft, Ehe und Ämter – als Presbyterin hatte sie das höchste Frauen zugängliche geistliche Amt inne (nur das Bischofsamt war den Männern vorbehalten) – verfügte Watteville über eine herausgehobene Position innerhalb wie außerhalb der Brüderunität. Welche Handlungsspielräume hatte bzw. nutzte sie? Als zentral erweisen sich Besuche und Korrespondenzen, so stellte sie Netzwerke her, um mit Angehörigen und weiteren Personen in Verbindung zu bleiben und Neuigkeiten über die einzelnen Gemeinden auszutauschen, insbesondere Informationen zu Schwangerschaften und Krankheiten. Dies mag auch daran liegen, dass die Sorge für Schwangere bis hin zur Hilfe bei Geburten zu den Aufgaben Benignas als Ehechorhelferin gehörte.

Bei der Lektüre der oft tagebuchartigen Briefpassagen fällt ins Auge, mit welcher Intensität und Variabilität des Ausdrucks alle Ereignisse, die den Alltag und den

Körper von Frauen bestimmen, beobachtet und weitergegeben werden. Eine Frau ist vor kurz vor der Niederkunft »kugelig«, eine andere »geht sehr stark« (120, 124); eine weitere sei schon wieder schwanger, obwohl sie »noch ein mal ihre R. gehabt« (103) habe. Auch die Beschwerlichkeiten des Stillens werden in Einzelheiten mitgeteilt. Die Namen der Schwangeren werden aufgelistet, und es wird auch direkt unter den Frauen nachgefragt, ob denn die Briefadressatin wohl wieder ein Kind erwarte. Weitere Handlungsspielräume boten die den Alltag der Brüdergemeine prägenden, meist religiösen Vergemeinschaftungsformen wie Andachten, Singstunden oder auch Geburtstagsfeiern. Benigna von Watteville genoss diese Veranstaltungen und berichtete gerne über sie. Sowohl die Teilnahme als auch die Berichte darüber betrachtete sie als eine ihrer genuinen Aufgaben.

Der Titel der beiden Bände – Briefe in Beziehungen. Beziehungen in Briefen – wird am nachdrücklichsten unterstrichen durch die in fast jedem Brief am Schluss angefügten, teilweise sehr umfangreichen Listen von Personen, die Grüße und Küsse übermitteln bzw. denen solche ausgerichtet werden sollen. Mit jedem neuen Brief wird dann dieses Beziehungsnetz vertieft und fortgeschrieben. Es ist zu wünschen, dass der gedruckten Edition der Briefe möglichst bald eine digitale Version folgt, damit dieses Quellenmaterial für weitere Forschungen intensiver genutzt werden kann.

Marita Gruners sorgfältige Ausdeutungen des Quellenmaterials aus bisher in dieser Weise nicht zugänglichen herrnhutischen Quellen stellen für eine Dissertation eine beachtliche Leistung dar. Der Forschung sind damit weitere Möglichkeiten eröffnet, Alltags- und Festkulturen, Reise-

freuden und Leiden sowie Beziehungsgeflechte sowohl innerhalb als auch außerhalb der Brüdergemeine zu rekonstruieren. Der wichtigste Beitrag, den diese zwei Bände liefern, liegt jedoch in dem Ertrag für die Genderforschung.

Ruth Albrecht und Pia Schmid*

* Corresponding author:
Prof. Dr. Pia Schmid,
Lersnerstraße 35,
60322 Frankfurt,
pia.schmid@paedagogik.uni-halle.de.

Johanna Gehmacher, Feminist Activism, Travel and Translation Around 1900. Transnational Practices of Mediation and the Case of Käthe Schirmacher (=Translation History 1), Palgrave Macmillan 2024, OpenAccess, E-Book, 349 S., Print (Soft Cover) € 42, 80

Translation History ist mehr als eine Geschichte von Übersetzenden und Übersetzungen, sie richtet – so kann man den *Translational Turn* verstehen – den Blick auf Kommunikations- und Transferprozesse, auf Vermittlung und Interaktion. Und immer ist da auch die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit – und manchmal Unmöglichkeit – des gegenseitigen Verstehens mit angesprochen. Die österreichische Historikerin Johanna Gehmacher, Professorin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, hat in diesem Zusammenhang ein in mehrerlei Hinsicht bemerkenswertes Buch vorgelegt. In der im Palgrave Macmillan-Verlag erscheinenden Reihe *Translation History* wird damit ein explizit feministisches Thema positioniert: Gehmacher beschäftigt sich mit der deutschen Frauenrechtlerin Käthe Schirmacher (1865–